Der Punk der k. u. k. Monarchie

Vom Naturtalent zum Jahrhundertkünstler – das Kunstmuseum Ravensburg zeigt 70 Ölgemälde, Aquarelle und Zeichnungen des ganz frühen Egon Schiele

„Der frühe Schiele“ – bekanntlich gibt es keinen anderen, ein Titel wie der hätte also keinerlei Aussagekraft. Als der Künstler 1918 in Wien an der Spanischen Grippe starb, war er 28 Jahre alt und hinterließ ein in der Qualität, der Vielseitigkeit und – angesichts der kurzen Lebensspanne, die ihm beschieden war – auch im Umfang außerordentliches malerisches und grafisches Oeuvre. Es sichert ihm seinen Platz als einer der bedeutendsten Vertreter der Wiener Moderne nicht nur, sondern des Expressionismus.

Nicht „Der frühe Schiele“ also, sondern „Egon Schiele. Der Anfang“ lautet der Titel der Ausstellung im Kunstmuseum Ravensburg. Wie keine andere Ausstellung zuvor legt sie den Fokus auf den „ganz frühen“ Schiele. Und zieht doch punktuell gleichzeitig Entwicklungslinien zum reifen Schaffen, knüpft Fäden zu den Werken der expressionistischen Phase seit dem Jahr 1910. Die rund 70 Ölgemälde, Aquarelle und Zeichnungen, zu denen eine Reihe von Fotografien und Dokumenten treten, stammen aus öffentlichen und privaten Sammlungen; viele waren noch nie außerhalb Österreichs zu sehen. Der umfangreichste Werkblock befindet sich im Besitz von Werner Gradisch, einem Nachfahren des Künstlers.

Schiele war, dieser Eindruck drängt sich auf, ein Naturtalent in des Wortes Bedeutung, er wurde gleichsam mit dem Stift oder Pinsel in der Hand geboren. Schon das Kind ist ein geradezu manischer Zeichner. Einen ganzen Tag lang kann der Knabe, im Fenster des Bahnhofs liegend, in dem die Familie des Tullner Bahnhofsvorstands logiert, das transitorische Geschehen zeichnerisch festhalten.

Was mag in der kindlichen Seele dabei vorgegangen sein? War sie von Faszination für die vergleichsweise junge Technik erfüllt? Das älteste Exponat, eine Bleistiftzeichnung des Zehnjährigen, zeigt zwei Züge nebst einem Automobil und erinnert stark an eine Konstruktionszeichnung. Oder bannte den Knaben eine Ahnung von Ferne an die Gleise – einer verlockenden Fremde, ja eines Weltganzen, dessen Teile in der kindlichen Vorstellung durchs Eisenbahnnetz verbunden gewesen sein mögen? Ging es also um so etwas wie die Vermessung der Welt – die gedankliche Eroberung des Raums, wie sie sich später, in den überblicksartigen Ansichten der Altstadt von Tulln, ins Visuelle übersetzt? Das Bahnnetz als vorläufiges Koordinatensystem einer noch unbegriffenen und doch schon in ihrer Vielgestaltigkeit, ihren ungeheuren Dimensionen aufscheinenden Wirklichkeit.

Schieles Sonnenblume I von 1908 FOTO: LANDESSAMMLUNGEN NIEDERÖSTERREICH

Das zweitälteste Exponat, Werk möchte man gar nicht sagen, weil das 1904 mit 14 Jahren geschaffene Aquarell bei aller Farbenfreude eine ingenieurmäßige Nüchternheit atmet: Es zeigt einen Stadtplan. Straßen, Kanäle verbinden gleich Bahnlinien isolierte und festungsartig voneinander abgeschirmte Bezirke. Die Vogelperspektive wird dann später eine bedeutende Rolle nicht nur bei der Wiedergabe der Tullner Altstadt, sondern auch in zahlreichen Figurendarstellungen spielen. Nachgerade systematisch, so scheint es, strebt Schiele einen vollständigen Überblick, eine Art visuell-räumliche Oberhoheit über die Wirklichkeit an.

Vermessung der Wirklichkeit also – und ihre Bestandsaufnahme. Der Knabe zeichnet alles, was ihm vor Augen kommt, im Alter von 14 Jahren neben dem imaginären Stadtplan etwa eine Muschel. Doch schon das im Folgejahr – nach dem Tod des geliebten Vaters — entstandene Aquarell „Vogel auf einem Ast“ ist mehr und anderes als die bloße Dokumentation des Wirklichen: allegorische Ausdrucksfigur, nämlich in der schlüssig „falschen“ Perspektive, die die herbstkahlen Äste des Baums auf den Vogel mit dem starren Blick beziehen, ein Memento mori. Bereits hier wird die visuelle Gestalt des Wirklichen zur Deckfigur seelischen Erlebens.

Die Akademiezeichnungen und -gemälde sind nicht mehr als technische Fingerübungen. Während Bilder wie die impressionistisch hingetupften „Waldbäume“ (101) oder eine lichtflirrende „Waldandacht“ den 17-Jährigen in Strömungen der Zeit eingebunden zeigen. Die „Allee zum Schloss“ aus der gleichen Phase lässt an Klimt denken, den Schiele 1907 kennen lernt und zum Vorbild wählt. Doch schon die „Sonnenblume“ von 1908 hat etwas ganz und gar Eigenes, ist meisterhaft und eines Vincent van Gogh würdig, den Schiele zuvor in einer großen Ausstellung in Wien sah.

Und dann, zwei Jahre später, kommt es – in der Schau in einigen herrlichen Aquarellen und Zeichnungen dokumentiert – zu jener schöpferischen Explosion, aus der der Schiele hervorgeht, den die Kunstwelt kennt. Der Ausdruckskünstler und Exzentriker, der Punk der k. u. k. Monarchie. Ein kreativer Berserker, ein Jahrhundertkünstler, wie es in einem Saaltext in Ravensburg heißt, wir widersprechen nicht. *Hans-Dieter Fronz*

– Kunstmuseum Ravensburg, Burgstr. 9. Bis 23. März, Dienstag bis Sonntag 11-18 Uhr, Donnerstag bis 20 Uhr; Silvester 11-16 Uhr, Neujahr 14-18 Uhr. Weitere Informationen zur Ausstellung im Internet unter http://mehr.bz/schiele

ZUR PERSON

EGON SCHIELE

Egon Schiele wurde am 12. Juni 1890 in Tulln an der Donau in Niederösterreich geboren. 1906, im Alter von 16 Jahren wurde er an der Wiener Akademie der bildenden Künste angenommen und machte sich in der Kunstszene der österreichischen Hauptstadt schnell einen Namen. Bekannt ist Schiele vor allem für seine Selbstporträts und Aktbilder. *BZ*

Wie die Wissenschaft den Orgelbauern helfen will

Das Fraunhofer-Institut für Bauphysik in Stuttgart erforscht den Klang der Königin der Instrumente mit spezieller Messtechnik

Eben noch sanftes Pianissimo, jetzt donnerndes Fortissimo – mit ihrem besonderen Klang ziehen Orgeln Millionen in ihren Bann. In Stuttgart gehen Forscher den Tönen der Orgel den Grund. Das Fraunhofer-Institut für Bauphysik (IBP) besitzt nach eigenen Angaben die weltweit einzige Orgel, die der Wissenschaft dient.

Klang soll planbar werden. Oder zumindest planbarer. Und dafür lässt die „Königin der Instrumente“ hier am Stuttgarter Uni-Campus tief blicken. Im Gegensatz zu den stets mehrere 10 000 Euro teuren Orgeln in Kirchen oder Konzertsälen ist das Innenleben der Forschungsorgel leicht einsehbar. Einige Gehäuseteile sind aus Acrylglas gefertigt, andere so, dass sie mit wenigen Handgriffen ausgetauscht werden können. Die physikalischen Vorgänge, die dem besonderen Orgelklang zugrunde liegen, können so in allen Einzelheiten erforscht werden.

Die Herrin der Forschungsorgel ist Judith Angster. Die Physikerin hat die Liebe zu dem Instrument in die Wiege gelegt bekommen. Sie stammt aus einer traditionsreichen ungarischen Orgelbauerfamilie mit einst 100 Beschäftigten in Pécs. Eine Angster-Orgel steht in der Basilika von Budapest. Angster leitet die Musikalische Akustik am Fraunhofer-Institut, die auch andere Musikinstrumente erforscht.

Die Physikerin Judith Angster an der Forschungsorgel des Fraunhofer-Instituts für Bauphysik in Stuttgart FOTO: DPA

„Mein Vater hat gesagt: Die Orgelbauer haben große Probleme“, erinnert sich Angster. Probleme, die sich daraus ergeben, dass Orgelbau eine traditionelle Handwerkskunst ist. „Das Wissen wurde von Generation zu Generation weitergegeben.“ Diese Einschätzung bestätigt Frank Weimbs, Vizechef des Bunds Deutscher Orgelbaumeister (BDO). Wissenschaftlich unterfüttert und weiterentwickelt worden sei da das Wenigste. „Wenn man früher ein Problem hatte, hat man einfach irgendwas gemacht, irgendwas ausprobiert, um es zu lösen“, berichtet Weimbs. Dieses traditionelle System sei teuer und zeitaufwändig, Hilfe von Wissenschaftlern immer gut. Auch Judith Angsters Vater wollte mehr wissen über die physikalischen Geheimnisse des größten, lautesten und vielleicht schwierigsten Instruments – auch um Kosten zu sparen und konkurrenzfähig zu bleiben. Seine Tochter machte sich diesen Wunsch zur Aufgabe.

Mit speziellen Messgeräten können die Forscher zeigen, welche Effekte Veränderungen in Geometrie oder im Material haben. „Es geht uns auch um das Klangdesign.“ An Hochgeschwindigkeitskameras und im Labor beobachten die Forscher die Schwingungen von Pfeifenzungen.

Und wem soll das helfen? In erster Linie den Orgelbauern direkt. 80 gebe es noch in der Hochburg Baden-Württemberg. Darunter Konrad Mühleisen, dessen Werkstätte in Leonberg die Forschungsorgel gebaut hat. Bundesweit dürfte es nach BDO-Angaben 200 bis 250 vor allem kleine oder mittelständische Orgelbauer geben, mehr als in jedem anderen europäischen Land. Im BDO sind 100 Firmen organisiert, vom typischen Betrieb mit 8 bis 20 Beschäftigten bis zum Zulieferer mit 200.

Auf der Suche nach den optimalen Orgelpfeifen

„Jede Orgel ist ein Unikat“, berichtet Angster. Jeder Raum, in dem sie stehen soll, hat andere Voraussetzungen, anderen Widerhall, anderen Nachhall. „Da ist es schwer, im Voraus die Dimensionen zu planen“, weiß die Expertin. Eine Software des Instituts soll den Orgelbauern helfen, die optimalen Maße der Pfeifen zu ermitteln. Das spart lange, teure Versuchsreihen und Produktionskosten.

Auch Windsysteme wurden hier entwickelt. Ging früher der Orgel beim Umschalten von einem ganz hohen Ton, der weniger Luft braucht, auf einen Akkord der riesigen Basspfeifen mit ihrem hohen Luftbedarf schon mal ein wenig die Puste aus, bleibt dieser Effekt beim Stuttgarter System weitgehend aus. Wichtig für Orgelplaner – den faszinierten Zuhörern in Kirchen und Konzertsälen dürfte dieser feine Unterschied gleich sein. *dpa*

ANGERISSEN

Der mehrfache Familienvater

Die Tücken der Sprache

Alle kennen ihn. Er kommt in der Zeitung, er kommt im Radio und im Fernsehen vor. Mal wird berichtet, dass er ein hohes politisches Amt antritt, mal, dass er einen hochdotierten Trainerjob angedient bekam, mal auch, dass er bei einem Banküberfall geschnappt wurde. Oft heißt es dann, er sei zwei-, drei- oder auch vierfacher Familienvater. Ach was, hätte Loriot die Angelegenheit knapp kommentiert. Und niemand denkt sich etwas Arges. Dabei lohnt es zweifellos, sich die Wortbildung auf der Zunge zergehen zu lassen. Aber Achtung! Man balanciert am Abgrund des Herrenwitzes, der meist nur ein Männerwitz ist. Denn man könnte ja auf die Idee kommen zu fragen, wie viele Herren denn das mehrfache Familienoberhaupt ausmachen. Schmunzeln ist erlaubt. Noch hintergründiger verläuft die Sache, wenn man den Umstand zu erforschen trachtet, wie vielen Familien der gute Mann denn nun vorsteht. Und der Pfad, den der Sprachdeuter wandelt, wird immer glitschiger. Er verheddert sich in der Sphäre des Halbseidenen. Wo doch alles okay gewesen wäre, hätte man die Familie weg- und es schlicht beim mehrfachen Vater belassen. Es ist, als wolle die Sprache da zu viel. Vielleicht plappert der eine aber auch nur dem anderen nach, ohne dass mal einer stutzig würde. Und überhaupt: Haben wir denn jemals von einer mehrfachen Familienmutter gehört? Am Ende werden wir da auch nur von einem bisher ungeahnten Genderproblem erwischt. *HWK*